

Nikola Biller-Andorno, Anna-Karina Jakovljević,
Katharina Landfester, Min Ae Lee-Kirsch (Hg.)

Karriere und Kind

Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen

Campus Verlag
Frankfurt/New York 2005

»Es ist viel besser, wenn beide Eltern bereit sind, Kompromisse zu machen«

Lorraine Daston und Gerd Gigerenzer

Anna Jakovljević: Ich möchte Sie zunächst bitten, Ihre berufliche Entwicklung vor dem Hintergrund Ihrer jeweiligen familiären Situation zu beschreiben.

Gerd Gigerenzer: Wir haben uns 1982/83 zufällig in Bielefeld kennen gelernt in einem einjährigen Forschungsprojekt zum Thema »Das Eindringen von Zufall und Wahrscheinlichkeit in die Wissenschaft«. Wir haben dann 1985 geheiratet, und 1986 wurde unsere Tochter geboren.

Lorraine Daston: Ich war in dieser Zeit Assistant Professor an der Princeton University. Nachdem unsere Tochter geboren wurde, habe ich meine wissenschaftliche Tätigkeit nie für eine längere Zeit unterbrochen. Ich hatte ein Sabbatical, und in dieser Zeit wurde von mir erwartet, dass ich ein Buch fertig schreiben und auch einen ziemlich umfangreichen Beitrag für ein weiteres Buch verfassen würde. So habe ich nur für eine sehr kurze Zeit ausgesetzt. Nach der Geburt unserer Tochter habe ich in den USA gearbeitet. Dort gibt es die Möglichkeit nicht, für eine längere Zeit Mutterschutzurlaub zu nehmen. Wir sind zwischen München und Princeton, Konstanz und Boston, Salzburg und Göttingen gependelt.

Gerd Gigerenzer: Anschließend gingen wir 1992 beide an die University of Chicago.

Lorraine Daston: Dort haben wir dann die darauf folgenden drei Jahre verbracht. Anschließend kamen wir zurück nach Deutschland, Gerd ging nach München und ich nach Berlin. Nach zwei Jahren ist Gerd dann ebenfalls nach Berlin gekommen.

Gerd Gigerenzer: Das war die Kurzgeschichte.

Lorraine Daston: Diese Zeit erforderte eine hohe Flexibilität von uns. In unserem Fall ist die Situation noch komplizierter als für andere Eltern gewesen. Wie Sie hören, bin ich Amerikanerin und Gerd Deutscher.

Gerd Gigerenzer: Wir lebten einen überwiegenden Teil der Zeit auf verschiedenen Kontinenten. Es war nicht einfach, in dieser Phase ein Kind zu erziehen.

Wie erfolgte die Betreuung Ihrer Tochter in den ersten Lebensjahren? Welche Unterstützung haben Sie erhalten und mit welchen Schwierigkeiten wurden Sie konfrontiert?

Lorraine Daston: In der Zeit, in der die Familie räumlich getrennt lebte, war unsere Tochter meistens bei mir. Gerd ist aber natürlich immer, wenn es ihm möglich war, zu uns gekommen. Die erste Zeit war ich jedoch mit Thalia im Wesentlichen allein.

Gerd Gigerenzer: Thalia ist am 2. April 1986 geboren. Damals waren wir in Konstanz und blieben dort auch bis zum Ende des Jahres zusammen. Anschließend ist meine Frau mit Thalia an die Brandeis University in den USA gegangen. Ich bin dann in den Semesterferien im Februar und März für zwei Monate in die USA geflogen und anschließend wieder nach Deutschland zurückgekehrt. So haben wir das in der darauf folgenden Zeit fortgesetzt. Im Sommer ist meine Frau mit Thalia wieder nach Konstanz gekommen. Später erhielt ich ein Stipendium und ging damit für ein halbes Jahr in die USA. So ging das hin und her.

Lorraine Daston: Diese Zeit erforderte von uns eine sehr hohe Flexibilität. Mein Weggang von Princeton nach Brandeis war auch nicht unbedingt ein Aufstieg. Aber in Brandeis war es möglich, sich für Stipendien zu bewerben und zeitlich flexibler zu sein, als es in Princeton der Fall gewesen wäre.

Gerd Gigerenzer: Jeder von uns hat im Verlauf seiner Karriere auf einen sogenannten Karrieresprung verzichtet. Das war bei dir, Raine [Lorraine], der Weggang von Princeton zur Brandeis University. In der Zeit, als ich in Konstanz eine C3-Professur hatte, bekam ich meinen ersten Ruf auf eine ordentliche C4-Professur in die Schweiz, den ich dann jedoch ablehnen musste, da die Kanton-Administration mich nicht mit meiner Familie für ein Jahr an das Center for Advanced Study in Stanford hätte gehen lassen. Dies hing mit der Provinzialität der damaligen lokalen Schweizer Wissenschaftsverwaltung zusammen. Gutmeinende Kollegen haben mir zugeflüstert, dass man den ersten C4-Ruf nicht ablehnen dürfe. Ich habe in dieser Situation aber entschieden, lieber bei meiner Familie und damit auf der C3-Stelle in Konstanz zu bleiben. Kurzzeitige berufliche Nachteile haben uns auf lange Sicht auch nicht geschadet.

Lorraine Daston: Die Vorbehalte gegenüber der Beschäftigung von Wissenschaftlerpaaren scheinen auch heute noch ein wirkliches Problem zu sein. Das be-

ruht auf alten Regelungen gegen Nepotismus, die vielleicht früher sinnvoll waren, aber heute ganz unerwartete Konsequenzen mit sich bringen.

Gerd Gigerenzer: Das ist in den USA ganz anders. Dort hat man diese Ängste nicht mehr. An der University of Chicago gibt es viele Ehepaare, von denen beide im selben Department als Professoren tätig sind. Das würde in Deutschland immer noch als abgründig unmoralisch und anstößig angesehen werden.

Lorraine Daston: An amerikanischen Universitäten besteht eine größere Konkurrenz der Universitäten untereinander, und ich denke, dass diese einen großen Vorteil für wissenschaftliche Paare mit sich bringt. Aufgrund der Konkurrenz haben die Universitäten ein starkes Interesse daran, die Personen, die sie einmal berufen haben, zu behalten. Sie sind deswegen eher dazu bereit, ein Wissenschaftlerehepaar zu beschäftigen, als zu riskieren, dass einer der Wissenschaftler die Universität verlässt.

Die Universitäten wissen auch, dass es schwieriger ist, zwei Stellen an einem Ort zu finden als eine. Das trägt auch dazu bei, dass man dort flexibler ist als hierzulande. In Chicago hat uns das damals sehr geholfen. Hingegen war die Zeit in Göttingen sehr viel schwieriger, da Thalia und ich in Göttingen waren, Gerd jedoch in Salzburg. Ich weiß nicht, ob sich die Situation inzwischen verbessert hat.

Die Kinderbetreuungsmöglichkeiten waren damals ziemlich primitiv. Wir waren mit einem Wissenschaftlerehepaar, das ebenfalls Kinder hatte, befreundet. Ich erinnere mich sehr deutlich an die Probleme und die Gespräche zwischen uns vieren, wie wir die Betreuung der Kinder organisieren könnten. Unsere Bekannten hatten damals den Vorteil, dass ihre Eltern in Göttingen wohnten und bereit waren, die Kinder manchmal zu betreuen.

Gerd Gigerenzer: Wir hatten weder in den USA noch in Deutschland unsere Eltern in der Nähe, die uns bei der Betreuung unserer Tochter helfen konnten.

Lorraine Daston: Die Unterstützung der Großeltern bei der Kinderbetreuung ist natürlich ein enormer Vorteil. Wir haben Freunde in Italien, in Florenz, er ist ein ehemaliger Kollege von mir aus Princeton und sie eine italienische Ärztin. Die Großeltern wohnen auch in Florenz. Das stellt für beide eine enorme Unterstützung dar.

Gerd Gigerenzer: In der Zeit, in der ich C3-Professor in Konstanz war, war unsere Tochter zwischen ein und drei Jahren alt. Die Universität Konstanz war sehr vorbildlich, sie hatte nämlich einen eigenen Kindergarten, was nicht überall der

Fall ist. Ein kleines Problem bestand darin, dass die täglichen Öffnungszeiten des Kindergartens auf eine mütterliche Betreuung zur Mittagszeit eingestellt waren: acht bis zwölf Uhr am Vormittag und zwei bis vier Uhr am Nachmittag.

Das bedeutete, dass ich Thalia dort um acht Uhr morgens hingebacht habe. Nach meiner Vorlesung, die um 11.45 Uhr endete, musste ich sofort weggehen und mich beeilen, um rechtzeitig zum Kindergarten zu kommen. Die Kindergärtnerinnen warteten bereits mit vorwurfsvollem Gesichtsausdruck, der bereits bei der Vorstellung, zu spät zu kommen, in mir Schuldgefühle auslöste. Wenn man auch nur eine Minute zu spät kam, sahen sie ihre Mittagspause bedroht. Dann habe ich das Kind mitgenommen und bin nach Hause gegangen. Um zwei Uhr habe ich es dann wieder zum Kindergarten gebracht. So hatte ich etwa von viertel nach zwei bis dreiviertel vier Zeit, an der Uni zu arbeiten. Dann rannte ich los, um rechtzeitig vor vier Uhr wieder dort zu sein, um nicht in vorwurfsvoll mahnende Gesichter zu blicken. Dabei war Konstanz vorbildlich.

Ich bin schließlich zum Studentenwerk gegangen, das für den Kindergarten zuständig war, und führte mit dem Leiter ein Gespräch. Die Universitätsführung bemühte sich damals, mehr Frauen als Professorinnen anzuwerben. Gleichzeitig waren die Betreuungszeiten in dem Universitätskindergarten kontraproduktiv. Ich machte den Vorschlag, die Öffnungszeiten von acht Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags auszuweiten, um das zweimalige Bringen und Abholen zu vermeiden. Der Leiter des Studentenwerkes zeigte sich demgegenüber sehr aufgeschlossen. Ihm war die Idee völlig neu, dass Schwierigkeiten bezüglich der Kinderbetreuung in Zusammenhang mit dem Mangel an Professorinnen stehen könnten. Er hat es aber verstanden und stimmte einer entsprechenden Lösung unter der Bedingung zu, dass die Mehrzahl der anderen Eltern ebenfalls einverstanden sein müsse.

Daraufhin gab es im Kindergarten eine Abstimmung. Die meisten Eltern waren Studenten. Das Ergebnis war, dass die meisten Eltern gar keine andere Regelung haben wollten. Sie waren mit den Öffnungszeiten von acht bis zwölf Uhr am Vormittag und von zwei bis vier Uhr am Nachmittag voll zufrieden. Somit war mein Projekt gescheitert. Ich hatte die Initiative zusammen mit einem Kollegen begonnen, und wir waren am Ende wie vor den Kopf geschlagen. Wir konnten die Einführung einer Ganztagesversorgung nicht durchsetzen, weil von Seiten der Eltern das Bedürfnis nicht bestand.

Lorraine Daston: Es war nicht zufällig, dass der Kollege, der mitmachen wollte, damals wissenschaftlicher Assistent war. Diejenigen, die sich bereits im Wissenschaftsbetrieb befanden, haben schon die Notwendigkeit einer durchgängigen Betreuung erkannt.

Ich habe damals die Situation in Göttingen als schwierig erlebt. Ich kann mich noch daran erinnern, als Gerd das erste Mal mit einem Kinderwagen in das feinste Café am Platze gegangen ist. Das erschien Einigen wie ein Wunder, die Leute sind stehen geblieben, und die Bedienung schimpfte. Ich weiß nicht, wie die Situation jetzt in Göttingen ist. Ich nehme aber an, dass inzwischen niemand mehr überrascht ist, einen jungen Vater mit einem Kinderwagen zu sehen.

Ich denke, dass es einen sehr interessanten Unterschied zwischen Deutschland und den USA gibt. Irgendwann in der Geschichte des 20. Jahrhunderts hat man in Deutschland aus staatlichem Interesse festgelegt, dass Mutterschaft ein Beruf ist. Das heißt, dass Frauen zwischen der Alternative, entweder Mutter zu sein oder etwas anderes zu machen, wählen mussten. Mutterschaft, nicht Vaterschaft war damals ein Beruf. Wenn man das einmal verstanden hat, macht das ganze System einen Sinn. Es beinhaltet die Zielsetzung, dass diese Frauen nicht auf dem Arbeitsmarkt konkurrieren sollten.

Gerd Gigerenzer: Ich spreche regelmäßig mit jungen Wissenschaftlerinnen darüber, wie ihre Zukunft aussehen könnte. Es gibt immer noch einige, insbesondere junge Frauen in Deutschland, die denken, dass sie zwischen Wissenschaft und Familie wählen müssen. Es ist keine Wahl zwischen Ehe und wissenschaftlicher Tätigkeit, sondern zwischen Kindern und Wissenschaft. Ich glaube, dass das Problem auf der einen Seite bei den Männern liegt, die in erster Linie ihre eigene Karriere verfolgen wollen, kaum Kompromisse eingehen und sich nur so lange an der Kindererziehung beteiligen, wie sie keinen Preis dafür bezahlen müssen. Es gibt dafür viele Beispiele. Die andere Seite des Problems liegt bei jenen jungen Frauen, die genau diese Teilnahme nicht einfordern, sondern sich in jemanden verlieben, der eine charmante Stimme und lockige Haare hat und nicht in die Person, die er wirklich ist.

Lorraine Daston: Ich kann mich auch an Situationen erinnern, in denen von anderen Frauen sehr viel Druck ausgeübt wurde. Ich erinnere mich ganz deutlich an eine sehr nette und hilfsbereite Nachbarin in Göttingen, die nicht verstehen konnte, warum ich arbeiten wollte. Sie sagte zu mir: »Dein Mann arbeitet und verdient genug für euch beide. Also musst du doch nicht arbeiten.« Solange es solche Einstellungen unter Frauen gibt, wird es für eine Wissenschaftlerin sehr schwierig sein, eine Entscheidung gleichzeitig für Familie und Beruf zu treffen.

Haben Sie Ihre Teilnahme an Tagungen im Ausland, nachdem Ihre Tochter geboren war, eingeschränkt?

Lorraine Daston: Ja, sicher. Es ist immer noch ein Streitpunkt. Wir haben mehrmals versucht, Regelungen und Quotensysteme dafür zu entwickeln, wie oft einer

von uns weg sein darf. Das ist ein Problem. Es ist keine Frage, dass beide von uns mehr reisen würden, wenn wir keine Kinder hätten.

Gerd Gigerenzer: Wir haben eine Regel immer durchgehalten: Immer, wenn einer von uns beiden unterwegs ist, bleibt der andere bei unserer Tochter, damit sie nie alleine ist. Die einzige Ausnahme war, wenn eine der beiden Großmütter unserer Tochter bei uns war. Sie hatte also immer eine enge Bezugsperson bei sich.

Lorraine Daston: Sicherlich gab es in Hinblick auf Konferenzbesuche Einschränkungen. Aber ich denke nicht, dass es unserer wissenschaftlichen Karriere zuträglich gewesen wäre, wenn wir doppelt so viele Tagungen besucht hätten. Manchmal ist es auch ganz bequem, eine Entschuldigung zu haben, nicht einen zwölften oder dreizehnten Vortrag halten zu müssen.

Gerd Gigerenzer: Wir halten beide sowieso mehr Vorträge als viele andere. Hier können familiäre Verpflichtungen auch eine wirksame Bremse sein.

Wie hat sich Ihre berufliche Tätigkeit auf die Entwicklung Ihrer Tochter ausgewirkt?

Lorraine Daston: Thalia ist inzwischen 18 Jahre alt und macht momentan ihr Abitur. Sie bewirbt sich an verschiedenen Universitäten in den USA und weiß noch nicht wirklich, was sie machen will. Es wird interessant sein zu sehen, wofür sie sich entscheidet. Ich glaube, dass ihre erste Reaktion die sein wird, einen Weg einzuschlagen, der sich sehr von dem Werdegang und den Karrieren ihrer Eltern unterscheidet. Wenn ich ihre Interessen betrachte, ist es allerdings erkennbar, dass sie sich für Themen interessiert, die ihr in Gesprächen mit uns begegnet sind. Für sie hat die Art und Weise, wie ich mein Leben organisiere, keinen Vorbildcharakter. So weigerte sie sich beispielsweise bis vor kurzen, eine Uhr zu tragen. Sie weiß, dass mein Leben wirklich sehr stark von der Uhr regiert wird. Das ist der Preis meiner Karriere, ich muss absolut effizient sein. Und demgegenüber zeigt sie eine deutliche Ablehnung.

Gerd Gigerenzer: Nachdem Thalia geboren war, haben wir, wie bereits gesagt, einige Jahre auf verschiedenen Kontinenten gearbeitet, dann – welche Erleichterung – auf dem gleichen Kontinent, allerdings in verschiedenen Ländern. Thalia ist entsprechend viel gereist, perfekt zweisprachig aufgewachsen und hat noch heute enge Freunde in aller Welt. Sie hat ein scharfes Gespür für die Unterschiedlichkeit des Denkens in verschiedenen Kulturen bekommen und auch, wie dieses durch die Eigenheiten der jeweiligen Sprachen geprägt wird. Sie hat auch Forschung hautnah erfahren. Sie hilft mir auch bei meinen Texten, denn ihr Englisch ist fehlerfrei, während meines immer noch mit manchen Präpositionen

kämpft. Am Max-Planck-Institut für psychologische Forschung in München (meine Frau arbeitete in Berlin) hat Thalia beispielsweise viele Tage als Zehnjährige in meiner Forschungsgruppe verbracht und eine intensive und kooperative Atmosphäre erfahren: »Wenn ich einmal groß bin, möchte ich auch in einer solchen Gruppe arbeiten«, sagte sie.

Welche negativen Erfahrungen haben Sie selbst gemacht oder sind Ihnen aus Ihrem Umfeld bekannt?

Lorraine Daston: Ein strukturelles Problem, von dem alle Eltern im Wissenschaftsbetrieb betroffen sind, sind die Sitzungszeiten und die Zeiten, zu denen Kolloquien stattfinden. Es gibt überhaupt keinen Grund, warum man nicht um neun Uhr morgens mit den Kolloquien beginnen könnte. Mindestens genauso viele Leute haben um neun Uhr morgens Zeit wie um 18 Uhr abends. Es sind wirklich familienfeindliche Strukturen. Man stößt, wenn man dagegen protestiert, immer noch auf Kritik.

Ich kann mich nur an eine negative Erfahrung erinnern, die wir hier in Deutschland gemacht haben. Gerd war zu dieser Zeit Direktor am Max-Planck-Institut für psychologische Forschung in München. Ich war hier in Berlin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte tätig. Es gab damals für ihn die Möglichkeit, hier am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung eine vakante Direktorenstelle zu übernehmen. Alle Kollegen am Institut befürworteten das sehr und haben mit dem Institut in München verhandelt. Nachdem alles bereits arrangiert war, haben meine Kollegen in der Geisteswissenschaftlichen Sektion teilweise dagegen gestimmt. Sie wendeten keine wissenschaftlichen Gründe gegen diesen beruflichen Wechsel meines Mannes ein, sondern sie waren gegen diese Form der »Familienzusammenführung«. Dieses sagten sie mir sehr freundlich.

Das fand ich wirklich erschütternd, da das ganze Verfahren korrekt verlaufen und bereits von allen Seiten genehmigt worden war. Es bestand damals die Alternative für uns, wieder zurück nach Chicago zu gehen. Das hätte für die Max-Planck-Gesellschaft bedeutet, dass sie zwei Direktoren auf einmal verloren hätte. Ich dachte damals, dass so etwas nur in Deutschland passieren konnte.

Welche Reaktionen erfolgen aus Ihrem beruflichen Umfeld auf die Vereinbarkeit Ihrer wissenschaftlichen Karriere mit Ihrem Familienleben?

Lorraine Daston: Die Reaktionen waren sehr unterschiedlich. Ich gehöre in den USA zu einer Generation, in der viele junge Wissenschaftlerpaare Kinder bekommen haben. Viele waren in derselben Situation und mussten ihr Leben danach organisieren. Es war dort einfach die Normalität und kein besonderes Thema. Das einzige Thema, das von Bedeutung war, war die Frage, wie wir uns gegenseitig helfen und unterstützen könnten.

Gerd Gigerenzer: Das ist eher eine Frage, die an dich, Raine, gerichtet ist. Bei Männern erkundigt sich niemand, wie es ist, wenn sie Kinder haben. Ich bin noch nie gefragt worden, wie ich es schaffe, meinen Beruf mit dem Umstand zu vereinbaren, dass ich Vater bin. Vor ein paar Tagen war ich bei einer Tagung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und habe an einem Arbeitskreis teilgenommen, in dem nur Männer anwesend waren. Am letzten Tag habe ich dem Vorsitzenden gegen fünf Uhr gesagt, dass ich nun nach Hause müsse, um zu kochen.

Lorraine Daston: Das war eine Überraschung für ihn.

Gerd Gigerenzer: Ja, und ich hoffe, es hat euch geschmeckt.

Welche Unterschiede stellen Sie zwischen Deutschland und den USA fest?

Lorraine Daston: Die negative Seite ist ganz klar. Dieses wunderbare soziale System in Deutschland, was ich zutiefst schätze, existiert in den USA nicht. Das ist sicherlich ein großer Nachteil. In den USA wurde unter großen Schwierigkeiten erkämpft, dass man für die Zeit der Entbindung und Mutterschaft überhaupt von den beruflichen Verpflichtungen freigestellt wird. Ich erinnere mich sehr deutlich an eine Freundin, die in den USA an der Brown University lehrt. Als sie ihren zweiten Sohn bekam, musste sie selbst einen Ersatz für vier Vorlesungen organisieren. Gott sei Dank gab es keine Probleme für Kind oder Mutter bei der Geburt, aber diese Zeit war wirklich hart für sie.

Der Vorteil ist, dass in den USA das Leben in mancherlei Hinsicht flexibler organisiert werden kann. In Deutschland müssen Kinderbetreuungseinrichtungen zunächst staatlich überprüft werden. In den USA gibt es mehr Freiraum für private Initiativen. Natürlich kann dies auch Schattenseiten haben. An den Universitäten, an denen wir das Glück hatten zu arbeiten, gab es jeweils von Seiten der Universität eine wirklich sehr gut organisierte Kinderbetreuung. Die Universitäten hatten selbst ein lebhaftes Interesse, diese für ihre Professorinnen und Professoren zu organisieren. In Harvard gab es eine *daycare*-Einrichtung, die von der Universität organisiert war. In Stanford war die Kinderbetreuung eher in privaten Händen, und auch in Chicago war die Betreuung bestens. Das ganze Schulleben der Kinder wurde von der Universität organisiert.

Gerd Gigerenzer: Es gibt Unterschiede in der Einstellung gegenüber Familie und Kindern. Das lässt sich anhand der Institutionen feststellen, die Kinderbetreuung anbieten. Deutschland, Österreich und auch Teile der Schweiz gehören zu den wenigen Ländern, in denen die Ganztagsversorgung von Kindern nicht hinreichend angeboten und eingeplant ist. Das war in der DDR ganz anders.

Lorraine Daston: Auch in Frankreich und Italien sind große Unterschiede gegenüber der Situation in Deutschland festzustellen.

Gerd Gigerenzer: Deutschland stellt diesen Ländern gegenüber so etwas wie eine Ausnahme dar. Das realisieren wir oft nicht. Bei uns sind diese Institutionen nicht vorhanden. Zur Zeit der Wende wurde in Westdeutschland für weniger als zehn Prozent der Kinder eine Ganztagsbetreuung angeboten. In der DDR waren dagegen für etwa 90 Prozent der Kinder Plätze vorhanden. Das ist die institutionelle Seite – die andere Seite sind die Einstellungen. Ein Vorurteil besagt, dass eine Mutter, die ihr Kind »weggibt« bevor es drei Jahre alt ist, eine Rabenmutter ist. Dieses Alter ist eine magische Grenze. Sie steckt tief in unseren Köpfen. In den USA tummeln sich dagegen Kinder bereits im Alter von wenigen Monaten in *daycare*-Einrichtungen.

Lorraine Daston: In Deutschland war es sehr lange in wohlhabenden Familien üblich, dass man eine *nanny* hatte. Es fand in Deutschland in den 1920er Jahren eine sehr interessante Entwicklung statt. Nach dem ersten Weltkrieg bewirkte die Verarmung der Mittelschicht auch einen Wegfall von Dienstboten. Als Folge dieser sozialen Veränderung hat man die Ideologie entwickelt, dass Frauen zu Hause bleiben und die Kinder erziehen müssten. Dies hatte auch teilweise die Funktion, angesichts der hohen Arbeitslosigkeit die Frauen vom Arbeitsmarkt zu vertreiben und so die Konkurrenz zu verdrängen.

Wenn sich alle Parteien in Deutschland über eine Sache stillschweigend einig sind, ist es die, dass man nicht mehr Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt haben möchte. Man ist kaum dazu bereit, sich mit den logischen Folgen der höheren Bildung von Frauen auseinander zu setzen. Es stellt sich doch für eine Gesellschaft die Frage, was es bedeutet, wenn immer mehr Frauen einen Universitätsabschluss haben und auch selbstverständlicherweise etwas daraus machen wollen. Dieser Aspekt bleibt oftmals in der ganzen politischen Diskussion, die hierzulande stattfindet, unberücksichtigt. Wenn es in Deutschland eine demografische Regelmäßigkeit gibt, so ist es folgende: Je höher das Bildungsniveau einer Frau ist, desto weniger Kinder hat sie. Warum ist das der Fall? Wie könnte man es verändern?

Es gibt Länder, in denen das anders ist. Ein Beispiel ist Skandinavien, ein weiteres Italien. Dort ist die Kinderbetreuung gut. Es gibt so wenig vergleichende Studien dieser Art, sodass diese eher strukturellen Regelmäßigkeiten nicht offensichtlich sind. Man sollte vielleicht einen Vergleich der Länder Deutschland, Frankreich, Italien und Skandinavien erstellen und diese Länder vergleichbaren Sozialsystemen, Arbeitsmärkten und Bildungssystemen gegenüberstellen.

Was sollte sich in Deutschland ändern, damit sich die Bedingungen für die Vereinbarkeit von Kindererziehung und wissenschaftlicher Tätigkeit verbessern?

Lorraine Daston: Ich denke, dass ein erster Schritt die Gewährleistung einer guten Kinderbetreuung wäre.

Gerd Gigerenzer: Und diese sollte nicht nur für Kinder im Alter von drei Jahren an, sondern auch bereits für jüngere Kinder angeboten werden.

Lorraine Daston: Das System in den USA ist einfach gewachsen, wie alles in den USA, weil es ein entsprechendes Bedürfnis gab. Ich bin mir sicher, dass man es mit dem deutschen Organisationsgeist viel besser organisieren könnte. Es muss aber zuerst ein Wille dahinter stehen. Und die Qualität der Kinderbetreuung muss gewährleistet sein – selbstverständlich müssen Eltern sicher sein können, dass ihre Kinder in guten Händen sind.

Gerd Gigerenzer: Dazu muss man allerdings hinzufügen, dass die Kinderbetreuung in den USA auch etwas kostet. In Stanford, im Jahr 1989/1990, haben wir etwa 500 Dollar pro Monat bezahlt. In Deutschland hätte man protestiert, so viel wolle man doch nicht für sein Kind ausgeben. Man muss aber auch bereit sein, etwas zu bezahlen, um kleinere Gruppen und bessere Betreuung für seine Kinder zu haben. Dann sollte man vielleicht auf etwas anderes verzichten, wie etwa auf ein neues Auto mit 156 PS. Die Kinderbetreuung ist sicher das allererste, was hier verbessert werden muss.

Lorraine Daston: In den USA wurde in den 1980er Jahren das Konzept des *Mommy track* diskutiert. Es beinhaltet die Idee, dass es eine Art Halbzeit-Karriere für Wissenschaftlerinnen, die Kinder haben, geben sollte. Diese Idee eines besonderen Karrierewegs für Frauen wurde auch in anderen Ländern diskutiert. Aber ich glaube, dass inzwischen alle realisiert haben, dass das keine befriedigende Lösung sein kann. Diese Möglichkeit würde ich nicht empfehlen. Wenn man nicht an der Uni arbeitet, sondern zu Hause, und wenn man nicht mittendrin im Wissenschaftsbetrieb ist, ist man Außenseiterin und kommt in der Wissenschaft nicht weiter.

Das würde möglicherweise dazu führen, dass man als Frau zwar im Wissenschaftsbetrieb bliebe. Aber so wird man nicht die Anzahl von Wissenschaftlerinnen in höheren Positionen erhöhen. Man kann nicht auf einer Halbtagsstelle dieselbe wissenschaftliche Qualität erbringen wie auf einer Ganztagsstelle. Das ist die Realität.

Gerd Gigerenzer: Das ist so, als ob man Frauen dadurch »schützt«, indem man sie auf ein Abstellgleis rangiert.

Lorraine Daston: Ich weiß nicht genau, ob die Halbzeit-Karriere momentan in Deutschland noch im Gespräch ist. Sie wurde vor zwei Jahren innerhalb der Max-Planck-Gesellschaft diskutiert. Aber ich finde diese Idee nicht sehr realistisch. Die Vereinbarkeit von Familie und Kindern ist nicht einfach, aber es ist viel besser, wenn beide Eltern bereit sind, Kompromisse zu machen. Dann geht das eigentlich sehr gut.

Prof. Dr. Lorraine Daston (geb. 1951) machte ihren Ph.D. an der Harvard University in History of Science. Sie lehrte an der Harvard University, der Princeton University, der Brandeis University, der Universität Göttingen und an der University of Chicago. Seit 1995 ist sie Direktorin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Sie arbeitet derzeit an der Geschichte der Objektivität und der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit. Sie hat eine Tochter im Alter von 18 Jahren.

Prof. Dr. Gerd Gigerenzer (geb. 1947) promovierte zum Dr. phil. an der Universität München im Fach Psychologie. Er lehrte an der Universität München, Universität Konstanz, Universität Salzburg und an der University of Chicago. Er wurde 1995 Direktor am Max-Planck-Institut für psychologische Forschung, München, und ist seit 1997 Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Er arbeitet über Unsicherheit, Risiken und begrenzte Rationalität. Seit 1985 ist er mit Lorraine Daston verheiratet. Sie haben eine Tochter.